Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 25 (1931)
Heft: 7

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 10

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. April 1931 | Nr. 10 | 2. Jahrgang

Die Pfahlbauer.

(Fortsetzung)

Am Nachmittag ging Witt zu Ate. Dieser war der geschickteste Töpfer im ganzen Dorfe. Er verstand es, so schöne und gute Gefäße zu verfertigen, daß er nichts Anderes mehr machte. Hatte jemand einen Topf nötig, so ging er zu Ate und holte sich einen. Dafür versorgten sie ihn mit Fellen, Korn, geräuchertem Fleisch und Fischen.

Als Witt in die Tür trat, fand er Utt. Dieser hatte die geschickte Hand seines Vaters geerbt. Er war jedoch nicht Töpfer. Das Dorf hatte an einem genug. Utt saß am Boden und verfertigte scharfe Pfeilspitzen aus glashellem Kristall[1] und gelbem Feuerstein. Mit einem Hammer spaltete er die großen Stein- und Kristallstücke. Dann formte und schliff er sie aneinander. Zuletzt befestigte er die fertigen Pfeilspitzen mit Schnüren und Erdpech an Schilfschäfte. In ähnlicher Weise schuf er auch Steinsägen, Aexte, Hämmer und Gere.

„Wo ist Ate?“ fragte Witt den jungen Mann.

„Hier!“ sagte dieser, er trat eben ein.

„Hast du mir einen Topf mit einem engen Halse?“

„Da, lies dir aus, was paßt!“

Auf Rindentischchen standen der Wand nach eine ganze Anzahl fertiger Gefäße. Viele trugen prächtige Verzierungen. Der Meister hatte sie mit dem Daumennagel in die Topfränder gedrückt, bevor er sie brannte. Einige waren auch mit spitzen Stäbchen durch Kerbe[2] verziert worden.

„Ich finde nicht, was ich suche! Das Gefäß soll nur klein sein, fast nur wie ein Becher, aber von der Form eines Kruges.“

„Warte!“ sagte Ate. „Ich habe für mein jüngstes Mädchen letzthin kleine Geschirrchen gebrannt.“

Er holte aus der Hüttenecke einen kleinen Krug hervor. Er hatte eine breite Standfläche[1] und einen weiten Bauch. Halb oben trug er Hörner. Von dort an verengerte er sich bis zur Oeffnung.

„Den kann ich brauchen!“ rief Witt. „Nur muß er da oben noch ein Loch haben. Kannst du, Utt, mir noch ein Loch bohren?“

„Ja, doch dann rinnt der Topf. Was hast du vor? Weißt du wieder etwas Neues, wie die Krummangel?“

Während er bohrte, lobte er: „Das war eine prächtige Erfindung. Gestern habe ich die ganze Reihe Brachseln[2] da oben über dem Rauch gefangen“.

Da war der Bohrer durch.

„Nun will ich dir zeigen, was ich mit dem Krüglein will!“

Witt ergriff ein Stück Schnur und steckte es durch das Löchlein, bis nur noch ein Ende herausschaute. Dann verlangte er Oel und schüttete es in das Gefäß. Nun zündete er das Schnurstümpfchen an. Es brannte mit schöner Flamme. Witt hatte die Lampe erfunden. Utt und Ate staunten. Der Alte schaute nachdenklich ins Feuer.

„Ich will dir besondere Gefäße machen,“ sprach er. „Bald soll in jedem Hause ein Oellämpchen brennen!“

Jauchzend trat Ra ins Haus. Auf seinem Arm ruhte ein junges Wölflein. Es schmiegte[3] sich furchtsam an ihn.

„Was willst du damit?“ fragte die Mutter.

Schon kniete er bei seiner Rüde und legte das Tierchen zu ihr. Sie schaute es mißtrauisch an und knurrte. Da winselte es, schmiegte sich

[1] Kristall = glashelles Gestein.
[2] Kerbe = nach unten spitz zulaufender Einschnitt.

[1] Standfläche = Boden.
[2] Brachsel = eine Art Fisch.
[3] anschmiegen = vertraulich anlehnen.

an ihr Fell und begann zu trinken wie die drei kleinen Hunde. Behutsam nahm der Knabe das tote Junge weg und ließ es durchs Abfalloch in den See fallen. Die Hündin merkte es gar nicht, so sehr war sie mit dem neuen Kindlein beschäftigt.

Frau Hatta und Witt standen vor der Rüde und Ra. Dieser erzählte, wie er beim Honigsuchen das Wölflein fand, das sich wahrscheinlich verlaufen hatte. Es war noch ganz jung und glich den kleinen Hunden auf ein Haar, bloß seine Nase war ein bißchen länger als die seiner Kameraden. Er bewegte sich bedeutend rascher und weniger schwerfällig als diese.

„Ich will es behalten und zähmen."

„Damit es dich dann auffrißt, wenn's ein Wolf geworden ist!" sagte die Mutter.

„Laß ihn," sagte Witt. „Wir können es noch immer töten, wenn es später Unarten zeigt."

Das Wölflein wuchs mit den jungen Hunden rasch auf. Es war das Gescheiteste und Kühnste der vier. Ra spielte mit ihm und lehrte es jagen. Im Herbst brachte es einmal einen fetten Hasen heim. Da bekamen es alle lieb. Niemand dachte mehr daran, den Wolf zu töten. Er gehorchte wie ein Hund; bloß zeigte er sich viel blutgieriger als seine Kameraden. Den Menschen tat er nie etwas zu leide. Bald zähmten nach dem Beispiel Ras auch Andere junge Wölfe.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Färben.

Die Freude an den Farben ist den Menschen angeboren. Schon das kleine Kind greift nach farbigen Dingen. Frohe Farben erheitern das Gemüt. Wie schön sind die Silberspitzen der Berge! Wie prächtig der tiefblaue Alpensee! Wie wohltuend ist der Blick auf den grünen Wald, auf grüne Weiden! Wie leuchtet das Kornfeld im Sommer! Wie prangen im Herbst die Aepfel an den Bäumen! Wie freuen wir uns am klarblauen Himmel, am Abendrot, am Sonnenuntergang! Ueberall sehen wir in der Natur Farben. Ist es da ein Wunder, wenn der Mensch versuchte, selbst Farben zu machen? Die ersten Farbkünstler waren die Chinesen. Sie stellten Farben her aus Pflanzen- und Tiersäften. Die Farbstoffe wurden zuerst hergestellt aus der Indigopflanze. Das ist ein Schmetterlingsblütler, wie bei uns die Bohne, die Erbse oder die Wicke. Man legte die abgeschnittenen Pflanzen einfach ins Wasser. Das Wasser zog dann den Farbstoff heraus. Dieser Pflanzensaft war zuerst grün, an der Luft wurde er blau. Dieses Blau nennt man Indigoblau.

Auch die Griechen und Römer konnten Farben herstellen aus der Alkanawurzel, aus der Scharlachbeere und aus der Purpurschnecke. Die Phönizier, ein Volk, das im Altertum am Mittelmeer, an der Küste von Palästina und Nordafrika wohnte, betrieb besonders die Purpurfärberei. Die Phönizier stellten den Purpur her aus den Säften der Purpurschnecke, der Trompetenschnecke und aus einem Absud der Scharlachbeere. Sie konnten so bereits 13 Farbentöne erzeugen. In den Ländern des Ostens durften nur die Herrscher und obersten Beamten das Purpurkleid tragen. Im römischen Reich standen die Färbereien unter der Kontrolle des Staates. Der Purpurhandel war ein Monopol, und die Purpurhändler waren reiche Leute. Darum konnte Lydia, die Purpurkrämerin, auch den Apostel Paulus und seine Anhänger bei sich zu Gaste halten in Philippi.

In Basel hat man im 13. Jahrhundert angefangen zu färben. Die Färber arbeiteten mit den Webern. Die Hugenotten (die Protestanten, die aus Frankreich fliehen mußten) brachten dann die Färberei in Basel in Schwung. Die Färbereien waren an den Stadtgräben und am Rhein. Auf den Rheinbooten wurden die gefärbten Stoffe gewaschen. Das ging noch auf diese einfache Weise bis zum Jahre 1880. Dann entdeckte man die Farbstoffe im Teer: die Anilinfarben. Aber am Anfang waren die Teerfarben nicht lichtecht. Sie färbten ab an der Sonne und wurden blaß, bleich. Heute geschieht das Färbeverfahren auf verschiedene Arten. Man färbt: 1. die Strangen, 2. die Bänder, 3. die Spuhlen und 4. hat man den Farbendruck. Die Seide wird am Strang oder am gewobenen Stück gefärbt. Die Seide entsteht aus dem Faden der Seidenraupe. Allein der rohe Seidenfaden ist schwach und viel zu leicht. Er wird darum schwer gemacht und getränkt mit Zinnchlorid. So wird die Seide erst griffig und bekommt den schönen Glanz. Das Baden und Tränken mit Zinnchlorid nennt man das Zinn-Phosphat-Wasserglasverfahren. Im Jahre 1734 wurde versucht, Kunstseide zu machen. Réaumur, der Erfinder des Thermometers, zog Fäden aus Gummi, aus Harz und versuchte so, künstliche Fäden zu spinnen. 25 Jahre später hat ein Herr Audemars aus Lausanne Blätter des Maulbeerbaumes chemisch behandelt, so wie die Seidenraupe es mit ihren

eigenen Verdauungssäften natürlich macht. Aber er bekam bei diesem Versuch keinen Seidenfaden, dafür aber Schießbaumwolle. Ein Basler Chemiker, Schönbein, stellte 1846 Schießbaumwolle her, indem er Baumwolle tränkte mit Salpetersäure. Ein französischer Graf konnte dann als erster einen richtigen Kunstseidefaden herstellen. An der Pariser Weltausstellung 1890 machte die neue Erfindung großes Aufsehen. Die ersten Kunstseidefabriken entstanden in der Schweiz in Spreitenbach und in Glattbrugg, aber sie hatten wenig Erfolg. Die Kunstseide war eben noch verbrennbar. Heute aber ist sie unverbrennbar geworden. Im Jahre 1926 brauchte man 44 Millionen Kilo Naturseide und 99 Millionen Kilo Kunstseide. Heute macht man die Kunstseide aus Baumwolle. Aber diese ist zuerst getränkt worden mit Salpeterschwefelsäure. Diese Mischung wird dann noch gebadet in Aetheralkohol. So entsteht eine zähflüßige Lösung, ein Brei, die sogenannte Viscose. Dieser Brei wird nun durch Oeffnungen hindurchgetrieben, und so entstehen dann die Kunstseidefäden. In ähnlicher Weise fabriziert man die Nudeln und Hörnli aus dem Nudelteig. So sind wir von der Farbkunst auf die Erfindung der Kunstseide gekommen. Nun wollen wir aber wieder zurückkehren zum Färbverfahren. Das geschieht auf folgende Weise.

Der Färber erhält das Farbmuster. Er muß dieses Muster nachmachen. Dazu braucht er Wasser, Seife, Bastseife, Säuren und Salze. Das gibt das Färbebad. In dieses Bad kommen dann die Farbstofflösungen. Aber der Färber macht zuerst nur ein Vorbad, ein Probebad. Stimmt der gefärbte Stoff mit dem Farbmuster, dann wird das ganze Stück gefärbt. Darum muß der Färber einen guten Farbensinn haben. Er darf nicht farbenblind sein. Die Farben selbst müssen ganz verschiedene Eigenschaften aufweisen. Sie müssen wasserecht sein für Schirmüberzüge, waschecht, wenn man Strümpfe färben muß, schweißecht für Futterstoffe, reibecht für Stickgarne, lichtecht für Sportkleider. Die Basler Färbereien färben besonders Seide, Kunstseide und Baumwolle. In letzter Zeit wird vielfach der Stoff am Stück selbst gefärbt. Nach dem Farbbad sind aber die Stoffe zuerst unansehnlich, nicht schön, nicht frisch. Darum müssen sie wieder veredelt werden. Das macht man in der Appretur. Das Glätten des Stoffes wird besorgt durch Walzen. In der Caufrage werden Zeichnungen in den Stoff hineingezaubert, durch Druck und Hitze. Beim Cirieren bekommt der Stoff einen Glanz, wie ein Wachstuch. Beim Moirieren erscheinen wellenartige Bilder im Stoff.

Das Druckverfahren. Die Farbdruckerei wurde schon in Indien ausgeübt. Auch in China und Japan kannte man das Druckverfahren. Man druckte von Hand mit Model. Der Model war erst auf Holzplatten gezeichnet, heute braucht man Kupferplatten. Heute noch druckt man von Hand und mit der Maschine. Die gezeichneten Figuren werden vom Graveur auf die Kupferplatten eingezeichnet. Die Färber müssen die Farben auslesen. Beim Handdruck wird der Model auf den Stoff gedrückt. Beim Maschinendruck aber läuft der Stoff über Kupferwalzen, die mit der nötigen Farbe bestrichen sind. Ein Drucker muß daher sehr vorsichtig und exakt sein bei seiner Arbeit. Wenn ihr also eine schöne Krawatte anzieht, oder wenn das Fräulein sich einen schönen, bunten Shawl, ein Halstuch umlegt, dann denkt, daß es viel Arbeit braucht, bis nur ein solches Tüchlein gefärbt ist.

J. Ammann.

Vom Mond.

Der gute Mond. Dort hinter dem großen Birnbaum in des Nachbars Garten kommt er herauf, rund und voll. Die kleine Frieda auf Vaters Arm sieht den Mond auch und sagt: „Papa, hol mir den großen, roten Ball.“ Und als ich selber noch ein kleiner Bub war, da habe ich manchmal mit den Kameraden besprochen, wenn wir einmal größer seien, wollen wir eine hohe Leiter nehmen und hinter dem großen Birnbaum zum Mond hinaufsteigen und ihn genau anschauen.

Aber als wir dann einwenig älter wurden, da merkten wir, daß uns ja der Mond immer necke. Wenn wir an Herbstabenden draußen vor dem Dorf, auf der Wiese spielten, dann sahen wir, daß der Mond gar nicht hinter Nachbars Birnbaum heraufkam, sondern weit drüben, über dem Wald. Wenn wir beim Abendläuten heimliefen, dann lief der Mond hinter uns her. Und wenn wir an hellen Winterabenden schlittelten, dann schaute uns der Mond überall zu. Stiegen wir mit unsern Schlitten ins Oberdorf hinauf, dann ging er mit. Und fuhren wir ins Unterdorf hinab, dann fuhr der Mond hoch über uns auch hinunter. Gingen wir langsam, dann ging er auch langsam, und gingen wir schnell, dann ging er auch schnell. Und wenn wir im Frühling Jäger spielten, dann folgte uns der Mond über alle Wiesen und über Hecken

und Zäune. Das war lustig. Und der Mond lachte dazu mit seinem ganzen runden Gesicht. Ja, ein Gesicht hatte er, zwei Augen, eine Nase und einen Mund.

Aber ein größerer Knabe wußte das besser. Er zeigte uns den Mann im Mond, den Mann, der ein Bürdeli Holz auf dem Rücken trug. Es war ja ganz deutlich zu sehen. Und die Großmutter hatte dem Knaben erzählt, dieser gottlose Mann habe am heiligen Sonntag Holz aus dem Walde geholt. Zur Strafe dafür müsse er ewig auf dem Mond bleiben und sein Holz auf dem Rücken tragen. Er hatte jetzt nie mehr Sonntag, sondern immer Mondtag. Nun wußten wir es auch besser und schauten oft nach dem bösen Mann im Mond.

Als wir aber später in der Schule vom Mond lernten, da wußte der Lehrer alles noch viel besser als die Großmutter. Der Lehrer sagte uns: Der Mond ist eine sehr große Kugel, ähnlich wie unsere Erdkugel. Aber auf dem Mond ist keine Luft und kein Wasser. Darum leben dort keine Menschen, keine Tiere und keine Pflanzen. Und es gibt also auf dem Mond keine Dörfer und keine Städte, keine Wiesen und keine Wälder, keine Flüsse, keine Seen und keine Meere. Ueberall sind nur kahle Felsen. Diese Felsen werden bei Tag am Sonnenschein bis 200 Grad heiß und in der Nacht zeigt das Thermometer viele Grade unter Null. Aber auf dem Mond dauert ein Tag zwei Wochen und eine Nacht dauert dort auch zwei Wochen. Schade, gelt Hans, daß wir nicht auf dem Mond wohnen können, sagte der Lehrer. Da könnte man lange schlafen. Aber Hans sagte: Auf dem Mond müßte man dann auch zwei Wochen immerfort arbeiten und lernen. Das gäbe einen großen Stundenplan. Nein, auf der Erde ist es schöner und besser. Aber, sagte der Lehrer, auf dem Mond wäre es doch sehr interessant. Weil dort keine Luft ist, sieht man den Himmel nicht blau, sondern immer ganz schwarz und in der Nacht könnten wir unsere Erdkugel am Himmel leuchten sehen. Sie wäre so groß wie ein Wagenrad. Und weil der Mond fünfzigmal kleiner ist als die Erde, darum würde es uns nicht stark anziehen. Da könntet ihr Buben wohl fünfzig Meter hoch springen und auch viel schneller laufen als hier unten auf der Erde. Ihr würdet einander aber nicht laufen hören, weil ja keine Luft da ist, die den Schall zum Ohr leiten könnte. Es gäbe also auf dem Mond kein lautes Sprechen und keine Musik. Und sogar einen Bergsturz könnte man dort nicht hören.

Berge gibt es aber viele auf dem Mond, sagte der Lehrer. Und sehr sonderbare Berge. Sie sind rund und sehr groß und jeder hat ein tiefes Loch in der Mitte. Es sind wohl gewaltige Feuerberge. Aber sie haben jetzt keine Ausbrüche mehr. Alle diese Riesenvulkane sind schon lange erloschen. Der Mond ist kalt und starr. Er wird nur vom Sonnenschein erwärmt. Aber vor vielen Millionen Jahren war es anders. Damals war die Erde noch eine glühende Gaskugel und sie hat den Mond „geboren". Der Mond ist also der Sohn der Erde. Er war zuerst auch eine glühende Gaskugel wie seine Mutter Erde. Aber nach und nach hat der glühende Mond seine größte Hitze in den kalten Weltenraum ausgestrahlt und ist eine weiche, rotglühende Lavakugel geworden. Noch später hat er eine kalte, harte Schale (= Rinde) bekommen und in dieser Schale kochte der Feuerbrei. Aber dieser Feuerbrei ist immer wieder durch die erstarrte Rinde gebrochen. Es hat oft heftige Lavaausbrüche gegeben. So sind die vielen Krater (= Löcher) entstanden, die wir in den gewaltigen Mondbergen sehen, wenn wir durchs Fernrohr hinaufschauen. Das erzählte uns der Lehrer. Es war sehr interessant. Und unser Lehrer hatte selber durch das große Fernrohr auf der Sternwarte nach dem Mond hinaufgeschaut.

Aber jetzt haben die Amerikaner ein noch viel größeres Fernrohr gebaut. Es hat viele Millionen Franken gekostet. Aber durch dieses Riesenfernrohr können die Amerikaner alles auf dem Mond noch viel deutlicher sehen, als es unser Lehrer gesehen hat. Und die Amerikaner sagen: Auf dem Mond gibt es keine erloschenen Feuerberge. Die riesigen Löcher auf dem Mond sind keine Krater. Diese Löcher wurden in den Mond eingeschlagen von ungeheuren Felsblöcken, die vor Jahrmillionen vom Himmel auf den Mond gefallen sind. Der Mond war damals noch eine weiche Lavakugel und die mächtigen Felsblöcke sind mit ungeheurer Wucht aus dem Weltenraum herab in den Feuerbrei hineingeschossen. Es hat tiefe Löcher und hohe Wellenringe gegeben. Der Feuerbrei (= die weiche Lava) hat bis 700 Meter hohe Wellenringe gebildet. Diese Ringe sind später kalt und starr geworden und heute sehen wir sie als die großen Ringgebirge in der Mondlandschaft. So sagen die Amerikaner. Die kennen den Mond jetzt am besten, weil sie das größte Teleskop (= Fernrohr) haben.

Chr. Esenwein.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof", Bern.